

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 1

Artikel: Der Sonnentau
Autor: E.O. / Wagner, U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sonnentau

Jeder junge Mensch träumt einmal von weiten Fernen, vom Zauber exotischer Länder mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs und ihrer seltsamen Tierwelt. Nur besinnlicheren Naturen ist die Einsicht gegeben, dass auch die Heimat der Wunder nicht entbehrt. Freilich, viele sind klein und unscheinbar; andere wiederum sind uns durch ihre Allgegenwart so selbstverständlich geworden, dass wir sie gar nicht mehr beachten. Gewohnheit und Abstumpfung verlangen nach immer stärkeren Reizen; stärkere Reize aber belasten unsere ohnehin schwer beanspruchten Nerven noch mehr. Wäre es da nicht vernünftig, wenn wir ihnen hie und da etwas Erholung gönnten, indem wir uns beschaulich an der wunderbaren Vielfalt der Natur erfreuen?

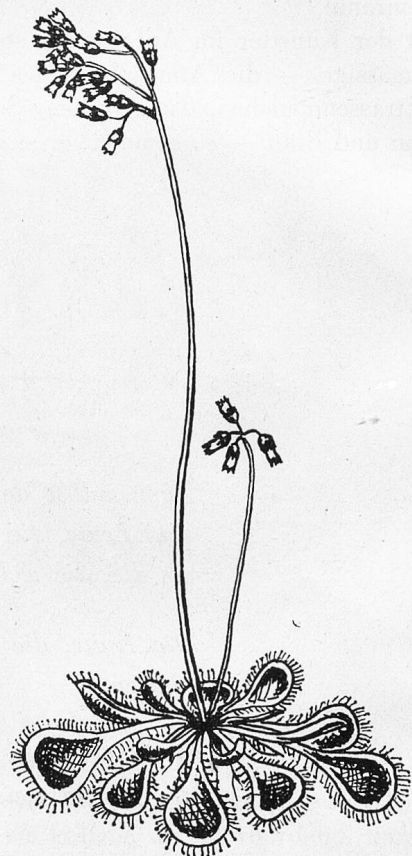
Dass Mensch und Tier sich von pflanzlicher und tierischer Kost ernähren, ist bekannt. Dass es aber auch Pflanzen gibt, die Fleisch fressen, und dass solche «Ungeheuer» sogar bei uns vorkommen, dürfte manchen überraschen.

In Sümpfen, tief im Torfmoos eingebettet, sitzt eine Rosette kleiner, runder Blätter an langen Stielen. Aus ihrer Mitte erhebt sich ein etwa 15 cm langer Blütenschaft, dessen kleine weissen Sterne sich nur in der Mittagssonne öffnen. Die Blätter sind am Rande und auf der Oberfläche mit vielen, nur einige Millimeter langen, hochroten Drüsenhaaren besetzt, die sich nach oben hin verjüngen und mit einem kugeligen Kopf enden. Diese Knöpfe sondern eine kristallhelle, klebrige Flüssigkeit ab, die im Sonnenschein wie Diamanten funkelt.

Unsere Vorfahren hielten die Tröpfchen für Tau, da er aber auch während der Mittagszeit nicht verschwindet, nannten sie die Pflanze *Sindau*, d. h. Immertau. Daraus wurde dann später der ebenso berechnete Name *Sonnentau*. In alten Kräuterbüchern ist unsere Pflanze als Mittel gegen die Schwindsucht aufgeführt. Die Kräuterfrauen rechneten sie zu den zauberkräftigen Widertonarten; das sind Haarmoose, die man früher als Mittel gegen bösen Zauber («wider böses Tun» = Widerton) verwendete.

Die Alchemisten hofften, in dem ausgeschiedenen Saft die richtige Flüssigkeit zum Goldmachen gefunden zu haben. Arnoldus de Villanova, zu Ende des 16. Jahrhunderts Professor in Barcelona, braute später — nachdem er von der Geistlichkeit als Teufelsbeschwörer aus Spanien vertrieben worden war — in Italien aus dem Sonnentau sein berühmtes Goldwasser, das alle Krankheiten heilen sollte. Man berichtet, dass dieses Goldwasser in Form eines Liqueurs unter dem Namen *Rosoglio* noch heute in Italien getrunken werde.

Im Sommer 1799 beobachtete der Botaniker Roth, dass die Pflanze mit ihren klebrigen Drüsenhaaren allerhand kleine Insekten einfängt. Sobald ein solches an einem Haare kleben bleibt, biegt sich dessen Stiel der Blattmitte zu; nach und nach tun alle andern Haare dasselbe, so dass das Insekt ganz von Flüssigkeit umhüllt wird. Nach einigen Tagen biegen sich die Haare wieder nach aussen, und man bemerkt auf dem Blatt nur noch die harten Ueberreste des Insektes, wie Flügel, Beine und Brustpanzer, während die



U, Wagner

Sonnentau (*Drosera rotundifolia*)

leicht vergr.

Weichteile verschwunden sind. Seit Darwins Versuchen wissen wir mit Sicherheit, dass die gefangenen Tierkörper von der Pflanze verflüssigt werden. Durch chemische Untersuchungen hat man nachgewiesen, dass die klebrigen Tröpfchen ein dem Pepsin des Magensaftes ähnliches Ferment enthalten. Dieses «verdaut» die Tiersubstanz, und die Blattoberfläche nimmt dann tatsächlich die flüssig gemachte Nahrung auf. Spätere Experimente haben ergeben, dass Sonnentau-pflanzen, die mit kleinen Fleischstückchen fütterte, üppiger gedeihen und reichlicher Samen bilden als solche, die kein Fleisch bekamen. Der Sonnentau braucht also die Fleischnahrung nicht unbedingt zum Leben; immerhin führt sie ihm zusätzlichen Phosphor und Stickstoff zu und gleicht so bis zu einem gewissen Grade seine Armut an Blattgrün (Chlorophyll) aus.

Die fleischfressenden Pflanzen gehören vier verschiedenen Familien an, die vor allem in den Tropen und Subtropen beheimatet sind. Bei uns

findet man ausser dem Sonnentau noch zwei weitere Gattungen: das Fettkraut und den Wasserschlauch oder gemeinen Wasserhelm.

Keine dieser Pflanzen fängt ihre Beute auf die gleiche Art. Während der Sommertau verhältnismässig lange Drüsenhaare hat, die er einwärts biegen kann, sind diejenigen des *Fettkrautes* zu kurz dazu. Sobald ein Insekt daran kleben bleibt, rollt sich das Blatt vom Rand her gegen die Mitte zu und umhüllt so das gefangene Tierchen. Der *Wasserschlauch* wiederum besitzt eine Menge von Bläschen. Früher vermutete man, es seien Schwimmorgane, bis man herausfand, dass die Pflanze auch ohne sie schwimmen kann. Durch genaue Untersuchungen stellte man dann fest, dass diese Bläschen in Tat und Wahrheit ganz raffinierte Fangapparate sind. Wie Fischreusen gebaut, lassen sie die Beute, meist kleinste Wasserkrebse, wohl herein, aber nicht mehr hinaus.

Und nun, wie wäre es mit einem kleinen Spaziergang übers Moor? E. O.

Ein Wanderer in der grossen Stadt

(Aus «Vila Vagorum» von Jakob Flach, Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld)

Mit wenig leben, das kann man lernen. Wenn aber das Wenige fehlt?

Auf dem Lande ruht man unter einem Baum und schüttelt sein Frühstück vom selben Baum. In der grossen Stadt nächtigt man unter den Brücken. Das Logis ist hell und luftig, hat frohe Aussicht und fliessendes Wasser, das arg trübe strömt und durch die Träume plätschert. Aber gegen Hunger ist keiner gefeit, wenn nach fetten Tagen die düsteren Wochen heranschreiten.

Man kann aufs Konsulat gehen! Da ist vorerst ein uniformierter Portier zu durchqueren und Uniformen sind kritisch, Hosen gegenüber, wie ich sie trage. Dann der Konsul selbst — ich will nicht erleben, wie die Langmut des guten Mannes bei meinem abermaligen Besuch in Zynismus und Wut umschlägt — und ausserdem habe ich alle rührenden Geschichten, die bei dieser Gelegenheit zu erzählen sind, vor ihm schon rezitiert und mein Erfindertalent ist von ihm entsprechend honoriert worden, jedesmal zum letztenmal.

Man kann als Sandwichmann mit Kinoplakaten auf Bauch und Rücken durch die Strassen gehen, gelangweilt und herzlich unbeachtet, und damit ein Mittagessen verdienen.

Man kann sich aufs Geldsuchen verlegen zwischen welken Kohlblättern und Papierfetzen in

den Gassen rings um die Hallen, kann, wenn man Glück hat, zwei Zehnsous-Stücke finden und damit in langer Wanderung zu der Gegend pilgern in der Nähe des Flohmarktes, wo dem verbotenen Spiel gefrönt wird. Auf einem Feldstuhl oder aufgespanntem Schirm, die schnell zusammengeklappt werden können, wenn die zwei Polizisten um die Ecke biegen, rollen die Würfel, rascheln die dreckigen Karten. Wenn man abermals Glück hat, wird man mit dem gefundenen Geld gewinnen — aber so viel Glück gibt's gar nicht in den mageren Wochen.

Bei einer Strassenkreuzung lehnte ich mich gegen die Wand und sah dem Treiben auf dem Platze zu, setzte mich später auf den Vorsprung eines Schaufensters und drehte einer Sammlung eleganter Koffer aus Schweinsleder verächtlich den Rücken, meine Habe — isabellenfarbenes Taschentuch, Bleistiftstummel, Messer, ein Ende Schnur und ein aufgehobener neuer Nagel — das hatte Platz in einer Hosentasche. O, dieser Lärm, dieses Strömen von Menschen, die vorüberreiten, nicht hören und nicht sehen, nur Zeit sparen, Zeit gewinnen, Zeit zu Geld machen wollen; ach, ich habe keine Eile und werde dennoch vor allen andern am Ziel sein, wenn ich nicht bald etwas zwischen die Zähne bekomme, und wenn es ein Stück kalte Ente wäre!